

Samuel Meffire

mit Lothar Kittstein

**SPIEGEL
Bestseller**

Disney+

Die exklusive Serie
jetzt nur bei uns streamen

SAM
Ein Sachse.

Ich, ein Sachse

Mein deutsch-deutsches Leben

ullstein extra 

grünlich trübe Brühe und werde sofort davongezogen, denn die Strömung bläht die gummierte Spritzdecke unter Wasser auf wie ein Segel. Ich werde immer schneller davongezogen. Scheiße. Scheiße. Scheiße. Ich stramble. Will unbedingt nach oben. Schnappe nach Luft. Auf dem Wasser drehe ich mich in die Rückenlage und versuche, die Spritzdecke von meiner Hüfte zu bekommen. Das Boot treibt in der Zwischenzeit immer weiter auf die Flussmitte hinaus. Das Wasser hat fünf Grad. Vielleicht sechs.

Ich bin in der Mitte des Flusses. Mit unterkühlter Muskulatur. Ertrinken ist das Letzte, was ich mir für diesen Tag vorgenommen habe. Ich wäre nicht der Erste, den der Fluss sich holt. Ich schwimme und schwimme, durchflutet von Angst und Adrenalin. Am Ufer, weit weg, steht eine Menschenschlange am Bäcker. Ich sehe, wie sich immer mehr Köpfe drehen. Die letzten Körnchen Kraft sind raus. Ich bestehe nur noch aus Kälte und Panik. Ich sinke. Das Wasser über mir. Ich komme nach oben. Versuche zu strampeln. Die dreilagige wollene Trainingsgarnitur hat sich vollgesaugt. Hemden. Hosen. Alles zieht mich in den Fluss. Scheiße. Scheiße. Scheiße. Und dann kommt wie aus dem Nichts ein gewaltiges Dröhnen. Das Motorboot zieht in einer scharfen Kurve um mich herum. Dann packt mich eine Hand. Es ist ein eiserner, entschlossener Griff.

Mein Trainer, mein Retter, ist stinksauer. Er ist außer sich. Und er hat recht damit. Seine Tirade dauert immer noch an, als wir bereits zurück sind und er das Motorboot am Steg festmacht. Ich klettere wortlos auf den Steg und gehe die betonierte Böschung hinauf. Ich gehe weiter und weiter, während hinter mir die Stimme des Trainers leiser und leiser wird. Ich bin so verdammt müde. Ich fahre heim. Daheim ist bei der Märchenprinzessin, bei Silke. Ich bin vor Monaten bei ihr eingezogen, es fühlte sich richtig an. Passend. Doch jetzt, durchgefroren und halb im Schock, macht alles plötzlich keinen Sinn mehr. Ich starre aus dem Busfenster und sehe nichts. Ich steige mit schweren Schritten den kleinen Absatz im Hausflur hinauf. Hier ist mein Zuhause. Und doch gehöre ich nirgendwohin. Ich gehe über den schmalen Flur wortlos an Silke vorüber und lege mich zitternd unter alle Decken.

Ich bin kein Kanute mehr. Ich habe mir das nicht reiflich überlegt, ich weiß es einfach. Ich bin auch kein Maurer mehr, zumindest bald nicht. Ich habe meine Tage dort fast abgerissen und werde nie wieder eine Baustelle betreten, das schwöre ich mir. Kein Kanute. Kein Maurer. Kein Vater. Ich kann das nicht. Jeden Tag vier Uhr dreißig aufstehen und schippen und schleppen und hacken. Und fressen. Und blödes Zeug reden. Und ins Bett fallen. Und ficken. Und bald noch das Baby wickeln. Und nachts blutige Träume haben. Und zweimal pissen gehen. Und dann ist es wieder vier Uhr dreißig, der Wecker klingelt. Ich kann das so nicht.

»Wir brauchen einen Namen«, stellt Silke fest.

Ich zucke die Schultern. Nicke. Klar, müssen wir wohl. Silke hat jede Menge Mädchennamen in petto, aber wenn es ein Junge wird? »Was ist mit Samuel? Wie dein Vater.«

»Klar«, sage ich. Und setze ein Lächeln auf. Aber meine Freude ist nur noch wie eine alte, locker sitzende Tapete. Ich bin ein verdammter Verräter, bereit zur Fahnenflucht. »Samuel ist gut«, sage ich.

Ich traue mich nicht auszugehen. Und ich traue mich nicht zu sagen, wie kaputt ich mich fühle. Wie völlig zerstört und ausgebrannt. Ich traue mich nicht einmal, es mir selbst einzugestehen. Ich bin ein verdammter Feigling. Ich lasse mich eine Woche krankschreiben, das ist für mich die äußerste Form von Eingeständnis. Von Schwäche. Ich rede in diesen Tagen immer weniger. Und außer zu seltenen, flüchtigen Umarmungen finden Silke und ich für nichts mehr zueinander. Nicht weil die Märchenprinzessin jetzt kugelrund ist, sondern weil ich selbst schließlich von meinem »Hochverrat« weiß und mich für diesen schäme. Ich berufe mich allabendlich auf den »Kopfschmerz«-Ausnahmestand und drehe mich zügig Richtung Wand. Ich bin ein Drecksack.

Eine Woche später. Meine Krankschreibung läuft aus. Der Arzt weigert sich, sie zu verlängern. Also gehe ich auf die Baustelle zurück. Dort sitzen alle nur herum und warten auf eine Lieferung Material, die nicht kommt. Einige spielen Karten. Im Hintergrund dudelt ein Kassettenrekorder belanglose Schlager.

Am Nachmittag flüchte ich mich ins Laufen. Ich laufe nicht mehr fürs Kanu. Und nicht mehr zum Gefallen meiner ehrgeizigen Mutter. Ich laufe, weil ich es gewohnt bin zu laufen, solange ich zurückdenken kann. Ich laufe, Kilometer um Kilometer, rastlos. Bis ich erschöpft unter die Decken kriechen darf. Ich laufe am Fußballfeld entlang, unten am Fluss. Und dann über die Brücke am Gericht und rechts, Richtung Bezirksbehörde. Die geheimen Wächter sitzen gar nicht so geheim weithin sichtbar auf dem Elbhang. Vom Weg an den Wiesen aus kann man auf die Terrassen blicken, falls man sich traut. Auf jeder Terrasse hockt ein hoher Zaun. Und Stacheldraht. Und auf einer Ebene dazwischen eilen, von langen Kettenbändern und Stahlseilen geführt, die Hunde umher, genauso rastlos wie ich. Ich laufe immer weiter am Fluss entlang. Bis zum Blauen Wunder, dieser alten, nietenbesetzten Brücke unterhalb der Hänge. Ich laufe hinüber zum anderen Ufer. Und von dort wieder Richtung Uniklinikum. Ich laufe. Und laufe. Und laufe. Aus den Tagen werden Wochen. Ich durchstreife Dresden und das Umland auf immer längeren Runden. Ich laufe an brandneuen, trostlos grauen steinigen Plattenbauten vorbei. Und an Villen in den verschiedenen Stadien des Verfalls. Ich laufe vorbei an unkrautübersäten Nachkriegsbrachen und überhole rumpelnde Straßenbahnen, die sich auf einem der vielen maroden Gleisabschnitte schwankend im Schrittempo voranquälen. Ich laufe in den Großen Garten bis hinauf auf die Zschertnitzer Höhen. Ich laufe einmal bis nach Weißig, zum Stadtrand und dann die Pappelallee entlang. Die Bäume ragen unverändert riesig in den Himmel auf. Jetzt sind es nur noch zwei Minuten lockeren Trabs bis zum Haus. Ich stehe oben, auf der Höhe. Und wage mich nicht hinunter. Großvater ist fort, er ist tot. Der Krebs hat den Riesen meiner Kindheit gefällt. Er hat ihn aufgefressen. Ich war bei ihm, am Ende. Im Röcheln. Im Kampf. Im Schwinden. Und nun kann ich dort nicht hinunter. Es ist einfach zu viel. Kein Wort kann beschreiben, wie ich ihn vermisse. Selbst von hier oben höre ich seine brummige Stimme. Ich spüre seine riesige Hand, tröstend auf meinem Kopf. Ich rieche den Rauch der Holzkohle auf dem Grill. Irgendwie wird er für immer dort sein, hinter dem Zaun.

Ich drehe mich um und laufe davon. Und laufe zurück in eine Stadt, die sich in immer mehr Einzelteile aufzulösen scheint. Immer öfter sehe ich die gelb lackierten Umzugswagen an mir vorbeierollen. Mit denen werden die Sachen von jenen weggekarrt, die weggehen. Rüber, gen Westen. Das geht schon seit Jahren so, aber seit einigen Monaten rollt gefühlt Welle auf Welle. Selbst unser Volvo fahrender Sportarzt im Wasserfahrtzentrum hat sich abgesetzt. Er ist einfach nach einem Urlaub nicht mehr aufgetaucht. Warum haut so einer ab? Der hatte doch alles. Und augenscheinlich doch nicht.

Es kommt ein wolkenverhangener, unnatürlich warmer Frühsommertag im Mai 1989. Ich gehe mit schweißnassen Händen und einer im Park gepflückten Karikatur von einem Blumenstrauß Richtung Krankenzimmer. Vorbei an vielen anderen Zimmern. Immer die Schilder entlang, über den grünen Linoleumfußboden, den Flur hinunter.

Schon von weit auf dem Flur höre ich seine Stimme durch die offene Tür. Sie klingt wie bei einem frisch geschlüpften Vögelchen, krächzend und ungeduldig. Hungrig. Die Märchenprinzessin erwartet mich. Sie ist blass. Wirkt müde. Sehr müde. Sie legt den Kleinen auf meinen Arm. Er hat gerade noch an Silkes Seite geschlafen. Jetzt öffnet er kurz die Augen. Sie sind milchig trüb. Irren umher, auf der Suche nach irgendetwas. Kaum habe ich ihn mir auf dem Arm zurechtgelegt, fallen die Augen wieder zu.

»Wie findest du ihn?«, flüstert Silke. Gute Frage. Wie finde ich ihn? Wie soll ich ihn denn finden? Ich weiß es nicht. Mein Sohn ist ein unter vielen Klamottenschichten begrabener Klumpen Fleisch. Er wiegt weniger als die kleinste Blockhantel im Krafraum. Er ist federleicht. Schutzlos. Was für ein Witz. Was für eine Verantwortung. Was für ein erdrückendes Gewicht.

»Er ist toll. So knuffig«, antworte ich. Ich glaube, dass sie das jetzt hören will. Hören muss.

»Fremd, er fühlt sich fremd an«, das hätte ich antworten sollen. »Er ist schlecht zusammengebaut. So klein und dazu noch Leichtbau. Das ist Mist.« Ich hätte sagen sollen: »Wie soll man so etwas beschützen? Es ist ein Ding der Unmöglichkeit! Ich kann das nicht!«

Das alles hätte ich sagen sollen. Doch wer macht so etwas, am Wochenbett der Mutter seines Kindes? Aber vielleicht wäre die Wahrheit weniger grausam gewesen als meine unbeholfenen Lügen.

Die Oberschwester kommt mit einem Klemmbrett ins Zimmer gestürmt. Sie lächelt knapp. Und verbindlich. »Na, wie soll der Kleine denn jetzt heißen?«

»Samuel«, sagt die Märchenprinzessin mit heiserer Stimme. »Er soll Samuel heißen.«

Die Schwester schaut kurz zu mir herauf. Unter ihrem Blick fühle ich mich entblößt. Ich fühle mich durchschaut. Sicher spürt eine produktionserfahrene Fachkraft wie sie längst, dass ich auf dem Absprung bin.

»Steve. Ich möchte als zweiten Namen Steve«, sagt sie dann noch, ohne den Blick von mir zu wenden.

»Erster Vorname Samuel. Zweiter Vorname Steve. Alles klar, das trage ich so ein«, sagt die Oberschwester. Sie kritzelt etwas auf ihr Klemmbrett. Neun Wochen später ziehe ich aus.

II.

Kinder der Revolution

Bonn, Mitte Juli 2021

Ich sitze allein in der Küche und starre nach draußen. Das Erinnern frisst sich durch alle Schichten. Durch Jahre und Mauern und Gräber. Innen und außen. Ich habe uns eine Pause verordnet, es ist genug für heute. Die Mädchen haben sich verkrochen. Im Schutz einer Bettdeckenhöhle, unter dem Hochbett, lauschen sie wieder einmal *Ritter Rost*, ihrem Lieblingshörbuch. Das ist eine Geschichte über einen kleingeistigen, feigen und dennoch überaus liebenswerten Schrott-Ritter namens Rost. Und über sein mutiges Burgfräulein Bö. Feli ist mittlerweile zu groß dafür, aber manchmal, so wie heute, lauscht sie dennoch andächtig, eng umschlungen mit ihrem über alles geliebten schwesterlichen Erzfeind. Manchmal brauchen wir alle die alten Geschichten.

Ich versuche erneut, meine Frau anzurufen, aber ihr Anschluss ist immer noch nicht erreichbar. Ihre Freundin wohnt hinter den sieben Bergen, und wahrscheinlich gibt es dort draußen keinen Empfang. Ich starre in den Regen und mache mir Sorgen. Noch nie hat die Stadt so viel Wasser abbekommen. Es ist wie eine Wasser gewordene Böswilligkeit von Petrus. Ein nasses Begräbnis. Bald werden die Kanalschächte überlaufen. Straßen, Wege und Unterführungen verwandeln sich dann in reißende Sturzbäche. Ich starre ungläubig aus dem Fenster. Irgendjemandem da oben, in der Bürokratie des Wettergottes, muss ein Fehler unterlaufen sein. Meine Finger fischen nach dem Telefon. Ich wische auf dem Startdisplay eilig durch die Meldungen. Das Wetter: Regen. Nichts als Regen.

Und auch sonst verkündet *Spiegel Online* wenig Erfreuliches. In Afghanistan ist ein weiterer Grenzübergang an die Taliban gefallen. Palma, die größte Ölstadt in Mosambik, wurde von den Islamisten überrannt. Und aus dem Vatikan dringt dröhnend das Schweigen zum Missbrauch, während die Zeitungen voll mit Enthüllungen sind. Fuck. Ein wenig Action gibt es ja alle Tage wieder, aber das hier? Die Welt scheint aus den Fugen gehoben. Oder war das schon immer so, dass eine Katastrophe der nächsten folgt?

»Papa?« Feli steht in der Tür.

»Was ist, mein Schatz? Keine Lust mehr auf *Ritter Rost*?«

»Das ist was für Babys!« Feli winkt gönnerhaft ab und setzt sich zu mir.

»Papa, die Frau, von der du erzählt hast. Die Mama von Samuel.«

Ich nicke. Ich warte. Ich weiß, was sie über die Mutter ihres großen Bruders wissen will.

»War die nicht traurig? Und sauer auf dich?«

Ich nicke. Oh ja. Das war sie. Zu Recht. Die Märchenprinzessin war wahrlich und wahrhaftig angepisst. Feli schweigt. Wir schauen gemeinsam in den Regen. Wahrscheinlich macht sich Feli dabei Gedanken, wie sie noch mehr aus diesem Tag heraus schlagen kann. Noch mehr Beute machen.